

ANALYSE zu den Chancen von Hillary Clinton, amerikanische Präsidentin zu werden

Der «Road Trip» genügt nicht

Man muss sich das einmal vorstellen: In einem Kleinbus fährt die wohl bekannteste Politikerin Amerikas seit Sonntagmittag von New York nach Iowa, um sich in diesem wichtigen Wahlkampfstaat im Mittleren Westen den Wählerinnen und Wählern im persönlichen Gespräch «neu vorzustellen». Mit dieser Verbeugung vor der amerikanischen Institution «Road Trip» – einer langen Fahrt auf der Autobahn, von Sehenswürdigkeit zu Sehenswürdigkeit, unterbrochen bloss durch den Besuch eines Schnellimbissrestaurants oder einer Tankstelle – will die 67-jährige Hillary Clinton dem breiten Publikum signalisieren, dass sie immer noch mit beiden Füßen auf dem Boden steht. Und ein Gehör hat für die Leiden und Freuden der viel beschworenen Mittelschicht, die das Fundament Amerikas bildet. So jedenfalls lautet die Botschaft, die Clinton und ihr Wahlkampfstab übers Wochenende verbreiteten, zu Beginn ihrer zweiten Bewerbung um das Weisse Haus.

Letztlich wird aber nicht ein Werbegag darüber entscheiden, ob Clinton im kommenden Jahr Geschichte schreibt. Und – nach einem Sieg bei den demokratischen Vorwahlen – als erste Politikerin an der Spitze einer der beiden Grossparteien in den Wahlkampf um das Präsidentenamt ziehen wird. Entscheidend sind vielmehr zwei Fragen: Trauen die Amerikanerinnen und Amerikaner dem langjährigen Politikerin zu, dass sie das nötige Rüstzeug für das Präsidentenamt mitbringt? Und zweitens: Gibt es unter den Wählern einen gewissen Clinton-Überdruß, nachdem zuerst Bill und dann Hillary seit den frühen 1990er-Jahren die politische Berichterstattung dominieren?

Ein Erfahrungsschatz, der seinesgleichen sucht

Das eine hängt mit dem anderen zusammen. Denn Hillary Clinton steigt als Favoritin in die Präsidentenwahl, weil sie auf eine lange Karriere im Rampenlicht zurückblicken kann. Als First Lady im Bundesstaat Arkansas (Bill war dort Gouverneur von 1979 bis 1981 und von 1983 bis 1992), als First Lady der USA (Präsident Bill Clinton amtierte von 1993 bis 2001), als Senatorin aus dem Bundesstaat New York (2001 bis 2009) und schliesslich als Aussenministerin (2009 bis 2013) konnte sie einen Erfahrungsschatz sammeln, der seinesgleichen sucht. Hillary Clinton kennt den politischen Be-



Renzo Ruf
«Hillary Clinton kennt den politischen Betrieb in Washington wie die Taschen ihres Hosenanzugs.»

trieb in Washington wie die Taschen ihres Hosenanzugs: Sie weiss, wie Senat und Repräsentantenhaus ticken, und sie weiss, wie schwer es ein Präsident hat, politische Pläne zu verwirklichen. Fast ebenso wichtig ist, dass Clinton weltweit ein bekannter Name ist. In ihren vier Jahren im Aussenministerium besuchte sie 112 Länder – darunter viermal die Schweiz – und legte 1,5 Millionen Kilometer zurück.

Und ein Rattenschwanz von Affären, Skandalen und Fehlritten

Wer sich derart lange in der Politik bewegt, der hat einen Leistungsausweis vorzuweisen, aber auch einen ganzen Rattenschwanz von Affären, Skandalen und Fehlritten. Clinton ist da keine Ausnahme. Ihre Vorgeschichte füllt buchstäblich ganze Bücher, die sich um dubiose Spekulationsgeschäfte in Arkansas («Whitewater»), ihre (angeblichen) sexuellen Vorlieben und ihre recht kümmerliche Bilanz an der Spitze des Aussenministeriums drehen. Hinzu kommt der aktuelle Aufschrei über das private E-Mail-Konto, über das Clinton ihre Korrespondenz als amerikanische Chefdiplomatin abwickelte. Und das Skandal-Geschrei um die ausländischen Gönner der Clinton-Stiftung, die zumindest den Eindruck erwecken, Clinton sei während ihrer Amtszeit an der Spitze des Aussenministeriums käuflich gewesen.

Das ergibt letztlich ein zwiespältiges Bild. Einerseits ist Clinton eine geradezu ideale Präsidentschaftskandidatin: gescheit, etabliert und gestählt. Andererseits ist sie eine derart bekannte Grösse, dass wohl jeder Amerikaner – das politische Personal in Washington inbegriffen – sich bereits eine Meinung über sie gebildet hat. Dies schränkt den politischen Spielraum der Kandidatin Clinton ein, und würde sich auch negativ auf eine Präsidentin Clinton auswirken. Zur Illustration: In ihrem Video, mit dem sie ihre Kandidatur offiziell machte, schlug Clinton populistische Töne an und wettete gegen «die da oben», die den «gewöhnlichen Amerikaner» auflaufen liessen. Damit wollte sie dem unruhigen linken Parteiflügel versichern, dass sie ein Gehör habe für die wirtschaftspolitischen Forderungen der Demokraten. Aus dem Mund einer Multimillionärin, die in den vergangenen Jahren pro Rede bis zu 200 000 Dollar verdiente, klingen solche Parolen aber bloss scheinheilig.

@ renzo.ruf@azmedien.ch

KOMMENTAR

Viel zu wenig und viel zu spät

Wenn Politiker oder Wirtschaftschefs in Skandale verstrickt sind, greifen sie häufig zu «Salamitaktik»: Immer nur so viel zugeben, wie bereits bekannt ist. Scheibe für Scheibe, bis die Salami aufgebraucht ist.

Beim Thema Roaming verhalten sich die Schweizer Telekom-Anbieter ähnlich. Seit Jahren senken sie – scheinbar freiwillig – die Preise, wie jetzt der zweitgrösste Schweizer Anbieter Sunrise, der es Orange und Swisscom gleicht.

Hinter den Preissenkungen steckt jedoch weniger der freie Wille der Unternehmen,



von Fabian Hock

Sunrise senkt die Roaminggebühren – unverändert ist, dass es diese überhaupt noch gibt.

als vielmehr politischer Druck. Denn nichts fürchten die Anbieter mehr als staatliche Regulierung. Deshalb fallen die Preise auch nur gerade so stark, dass der Gesetzgeber zufriedengestellt ist – Scheibchen für Scheibchen – und nicht so stark, wie sie eigentlich fallen müssten.

Dabei ist Roaming schon ein eigenartiges Konstrukt: Die Anbieter verrechnen untereinander horrenden Gebühren, die in keinem Verhältnis zu den tatsächlichen Kosten stehen. Leidtragende sind die Konsumenten, denn sie bezahlen viel mehr als eigentlich nötig wäre.

Je länger der Salami-Modus aktiv ist, desto mehr Geld wandert von den Konsumenten zu den Anbietern. Aus freien Stücken werden sie deshalb auch nichts ändern. Vielmehr braucht es – leider – noch stärkeren Druck seitens der Politik. Nur so kann die Roaminggebühren-Salami in grösseren Stücken, und damit in absehbarer Zeit, komplett verspeist werden.

@ fabian.hock@azmedien.ch

POLEMIK

Alles Gute zum 80. – aber Schluss jetzt!

Lieber Erich von Däniken, alles Gute zu Ihrem 80. Geburtstag heute. Wie man liest und sieht, sind Sie noch recht munter unterwegs. Das sei Ihnen auch von Herzen und noch lange gegönnt.

Aber, bitte, hören Sie jetzt auf mit dem prähistorischen Astronauten-Schnickschnack. Dass die alten Ägypter Manns genug waren, um ihre Pyramiden selbst aufzuschichten, oder die Megalith-Künstler schlaue genug, ein so schönes und zahlenverspieltes Ganggrab zu bauen wie in Gavrinis in der Bretagne – glauben Sie es doch auch. Warum sollen die auf komische Götter aus dem Kosmos gewartet haben?

Und, bitte, drehen Sie den wackeren Maya-König Pacal auf seiner Grabplatte in Palenque wieder um 90 Grad zurück und lassen ihn – wie vom Künstler vorgesehen – unter dem Lebensbaum liegen, anstatt in Töfflibuben-Manier mit einer prähistorischen Rakete in den Kosmos zu düsen.

Dass Sie Technik bewundern und Höhlenbewohner nicht, finde ich okay. Aber die Denkungsart dahinter müssten Sie auch umkehren und anpassen.

↔ Christoph Bopp

Was ist Ihre Meinung?



Diskutieren Sie online mit Stichwort Polemik.



ANSICHTSSACHE von Max Dohner

Erstaunlich, in welcher kurzer Zeit der Mensch Fähigkeiten entwickelt, die im Grunde sinnlos sind. In Peking fanden die Weltmeisterschaften im Stangentanz statt (engl. Pole dance). Es handelt sich um einen Zwitter zwischen Tanz und Sport. Er spielt auch in einem Mischmilieu zwischen Rotlicht, Zirkus und Fitnessstudio. Man kann eine solche Stange aber auch in der eigenen Stube montieren. Anfänger sollten

freilich weiche Unterlagen heranziehen. Wer die Sache als Sport betreibt, will nichts mehr gemein haben mit dem Rotlicht, das ist klar. Sie beruht auf der grundmenschlichen Utopie, Kraft mit Grazie verschmelzen zu wollen. Die Disziplin ist relativ jung – wann wird sie olympisch? Inzwischen ist die Artistik weit fortgeschritten, auch zu zweit. Aber nach wie vor sinnlos.

FOTO: HOW HWEY YOUNG/KEY